



Feierabend



Unter den Kopfjägern auf Formosa.

Abenteuerliche Erlebnisse einer Frau.

Der nachstehende Beitrag ist ein Abschnitt aus dem ungewöhnlich spannenden Buch einer ungewöhnlichen jungen Frau: „Einsame Weltreise. Die Tragödie einer Frau“ von Alma N. Karlin (Wilhelm Köhler, Verlag, Minden i. Westf., 336 Seiten Text. In Ganzleinen gebunden RM. 6.—.) Acht Jahre lang führte sie ein Leben voll der Entbehrungen, der Aufopferung und Lebensgefahr, das sonst die Kraft und Energie eines ganzen Mannes erfordert:

Ein Herr des Ministeriums und Herr F. begleiteten mich in das vielbesprochene Kopfjägergebiet. Es gibt auf der Insel neun verschiedene Stämme, von denen die Tahalen, die achtzigtausend Seelen umfassen sollen, die gefährlichsten sind. In früheren Jahren nahmen sie über tausend Formosanerköpfe jährlich, doch die Japaner schafften das ab — Köpfe sind dort wertvoller — und heute sind die Ausfälle selten. Auch darf das Kopfjägergebiet nur mit polizeilicher Bewachung betreten werden, und diese zu erhalten, ist nicht leicht.

Im Wagen mir gegenüber saß ein buddhistischer Priester, ein goldgesticktes Seidenwieder auf der Brust, er selbst dick und selbstzufrieden. Die übrigen Reisenden waren echte Formosaner mit Palmstrohhaaren und Körben. Draußen zog die Ebene hinter Taihoku vorüber mit den Sträuchern der Teedurfbäume — Jasmin, Manghlang — und auch einzelne Teestauden. In Löwen verließen wir den Zug und bestiegen den Schiebewagen, ein breites, viereckiges Brett auf Rädern, mit einer Kiste oder zwei als Sitz, und in manchen Fällen selbst mit einem Segel. Die Felder lagen schon brach und vereinzelte Sträucher flogen darüber hin. Die Hügel schoben sich neugierig heran. Hier standen Liebesbäume, so genannt, weil die Blätter in Paaren an den Zweigen saßen. Später, in den warmen Einschnitten, trafen wir Teesammlerinnen mit weißem Tuch in Sutform und mit flaschenartigen Körben am Arm.

Wir speisten zu Mittag im Klubhaus von Taihoku, wo wir sehr gut bewirtet wurden und von wo aus wir das Gebiet des Teesinstusses mit den Bewässerungskanälen der Reisfelder, die darauf befindlichen Wasserschüssel und die halbnaekten Bauern über-

schaute. Bald nach Taihoku aber verschlang uns der Busch mit seinen Kampferbäumen, wilden Bananen, unbekanntem Blumen und, an freien Stellen, dem Suzukigras, dessen lange, weißliche, fedrige Samenhülse an einen Geisterwedel erinnerte.

Hinter dem Gras verborgen, oft drei Tage lang regungslos ausgestreckt, lagen die Tahalen, bis ein Opfer vorübergeht. Dann schießen sie erst einen Pfeil darauf ab, stürzen dann auf den Betroffenen zu und schneiden das Haupt ab, den Körper zurücklassend. Es kann nämlich kein Jüngling heiraten, der nicht wenigstens einen Kopf heimgebracht hat, denn das ist das Zeichen seiner Reife, ebensoquod wie kein Mädchen Gattin wird, bevor sie nicht das seltsame Tätowierungszeichen erhalten hat. Es reicht vom Ohr zum Mund und wieder zurück in zwei großen, breiten, blauschwarzen Streifen.

Es gibt mehr als zweihundert Arten von Giftschlangen auf Formosa, und so oft der Wagen eine große Heuschrecke, einen der großen, blauen Falter oder sonst etwas Lebendes aufschreckte, glaubte ich schon, eine Schlange zu treffen. Der Wagen selbst gab zu denken, denn er sauste in tollster Fahrt die Felswege hinob, um noch etwas Schöpfung zur Hinauffahrt zu behalten, und jede Wegkrümmung zeigte ein neues Bild, denn wir fuhren hinter den Hügeln in immer weitere Hügelketten hinein und stiegen allmählich zu den echten Bergen auf. Sentansträucher mit gelben Beeren begrenzten den Pfad, von mächtigen Urwaldbäumen oder von den langblättrigen Bananen unterbrochen. So erreichten wir die Warnungstafel „Gefahr!“

Wir fuhren nun im Kopfjägergebiet, und mir war's, als verstümmten meine Gefährten mehr und mehr . . .

In der Ferne brannten Teile der Abhänge. Der Rauch wälzte sich als Lindwurm der Straße entgegen. So bearbeiten die Wilden ihre Felder. Einige Frauen, klein, braun, mit runden Augen, standen in einem Sanzfeld. Wir erreichten eine Kampfer-Destilliererei einfachster Art und stiegen aus. In einem Ofen wie bei unseren Köhlern wurde das Holz zerschnittene Kampferholz ausgekocht. Der heiße Saft floß durch die Röhre, die im Wasser lagen, um schnell auszukühlen, und das Öl tropfte in die Be-

hälter, die zum Verschicken gewählt waren. Der rohe Kampfer sank auf den Boden der Röhre und wurde ebenfalls herausgenommen und in Behälter getan. In Taihoku wurde erst alles verarbeitet.

Höher und höher, weiter und weiter, von Bild zu Bild. Früh am Nachmittag erreichten wir das Polizeidorf von Kapanssen. Es gibt dort keine Frauen. Auch keinerlei Zivilpersonen. In den dreißig Häuschen, zu denen die geräumige Schule gehört, in der ebenfalls ein Schuttmann jene Tahalkinder unterrichtet, die zu ihm kommen und bei ihm zu wohnen wünschen, leben nur Japaner, die als Wache hier an der schlimmsten Grenze der Kopfjägergebiete stehen. Sie kochen, waschen, sicken, putzen selbst, und wir schliefen alle auf den Matten im Hause des Polizeieinspektors, die Herren im ersten, ich, hinter Schiebetüren, im zweiten Raum. Nie überkam mich aber das leiseste Gefühl der Unsicherheit.

Auf meine Bitte stiegen wir den ganzen hohen Berg in das Tal hinab, bis wir eine jener unheimlichen Hängebrücken aus Rattanankeln erreichten, die wie eine Schanzel den Fluß überspannten. Zwei schmale Bretter bildeten alles, worauf man festen Fuß faßte, und zum Anhalten gab es in höchster Fingerrhöhe ein Seil, das natürlich nachgab. Man schaukelte wie eine Seilkünzlerin über die Brücke, und je mehr Leute gingen, desto verzweifelter schaukelte die Brücke. Um mich zu ermutigen, verbeugte sich der Inspektor, und ließ mich vorangehen, in der Erwartung, mich heulend Kehrt machen zu sehen, doch ich dachte mir damals nichts dabei oder höchstens, daß man eben da gehen müsse und ich folglich gehen würde.

Nie in meinem Leben hat mich mehr das Gefühl bemästert, irgendwo ganz fern von der Welt zu sein, wie hier in diesem Ort, dem „Zusammenlauf der Flüsse“. Die runderdachten Häuschen, die hellgrünen Bananen, der grüne, rauschende Fluß, die hohen, hohen Berge, die alle Aussicht verhielten, die Sonne auf den fernsten Abhängen, die goldene Stille . . . da sehnte ich mich, bei den Kopfjägern zu bleiben und die Welt, die voll Lüge und Söhriftleitungen war, ganz zu vergessen. Ohne Ehrgeiz zu leben, ohne Zweck, nur in sich und die aller-nächste Welt versunken.

Aber die Japaner, die ihren Kopf behalten wollten und sich nach der unruhigen Welt zurückzogen, trieben mich bald aus diesem Paradies wieder fort, so gern ich die Tahaitfrauen mit ihrem schwarzen Gesicht, dem stehenden Blick und den steifen Hanfgeväandern noch länger betrachtet hätte. Der Berg vor mir schien zu wachsen, und je länger wir kletterten, je eifriger die Schupleute im Aufspornen wurden, desto höher erschien er mir. Unter den Felsen wuchs er ins Stahlblau des Abendhimmels.

„Wenn es dunkel wird, ehe wir die Höhe erreichen, können die Kopfwäger kommen! Bei Tage wagen sie nichts, doch nachts...“

So bis ich wieder ins Stille, und endlich standen wir auf der kleinen Hochebene und blickten auf das Schwarz der Wälder zurück, durch das sich tief unten, wie ein mattes Silberband, der Fluß schlängelte...

Früh, früh kroch ich aus den weichen, warmen Futons und ging ins Freie. Der Platz war sonnegefeigt, und zwei Männer näherten sich mir. Sie waren in ein Tuch wie in einen Poncho gehüllt und hatten das lange Haar zu einem Pops geflochten. Mit den Händen auf dem Kopf sah ein Geflecht, das, wie ich später merkte, allen Zwecken diente: als Hut, als Trinkbecher, als Speisebehälter, als Getreidemag und als Linsenest. Die Augen waren sanft und schwermütig. Nie hätte man darin die Lust nach Köpfen gehabt.

Unten, in dem kleinen Tauschlade, sahen ihrer viele, alle bezopft, sanft und still. Sie brachten Tjuso, die schöne Staude, aus der man das bei uns als Reispapier bekannte Material mit krummem, rundem Messer schnitt, ein herrliches, seidig schimmerndes Papier, das die Chinesen mit kleinen Figuren bemalten. Sie brachten auch das ungewöhnlich zähe Hanftuch und einige Früchte der Höhen und verlangten dafür Tabak, Reis, Zündhölzchen. Leere Flaschen schienen ihnen so wertvoll wie Gold.

Ihre Hütten sind sehr einfach, fast ohne Einrichtung, mit dem Herd in der Mitte und einigen Brettern als Lagerstätte. Die Toten werden in den vier Ecken des Hauses begraben, und wenn alle Ecken voll sind, gilt das Haus als unglückbringend, und man baut ein neues. Junge Leute, die ihre Flitterwochen ungeschoren verbringen wollen, ziehen sich in die Luft zurück, das heißt, sie wohnen in einem Bau zwanzig Fuß über dem Erdboden.

Sehr feierlich wird ein Kopf aufgenommen. Die schönsten Jünglinge halten die Ehrenwache um das Geisterhäuschen und singen und tanzen zur Ehre des hohen Gastes. Nach einer Woche wird ein Fest abgehalten, Gäste kommen von weit und breit, man gießt dem Kopf Hirsebrei zwischen die Lippen, man bedankt sich für die Ehre, man bittet den Geist, doch auch die Freunde heranzulocken, und man bewahrt den Kopf später in dem Geisterhäuschen auf und mauert ihn, wie bei den Bunum, in das Gestein des Hauses, aber immer dem Nahenden erkennlich. Ich hatte schon Lust, meinen Kopf dazulassen, denn wer würde sonst irgendwo solche Geschichten mit ihm machen? Aber der Gesandte Polens, der eben am Morgen nach Kapangan gekommen war, wollte seinen Kopf lieber hinabtragen, und die Japaner, die sich für den meinen verantwortlich hielten, waren ebenfalls dieser profaischen Meinung, und so wurde ich nach

dem Mittagsmahl samt Kopf auf die Kiste des Schiebewagens gehoben und schälsch! ging es talwärts durch die unvergehlischen Kampferhaine. Ein Hauch von Herbst und von

Sterben, wehmütig schön in dem goldenen Dezemberlicht, lag selbst über dieser Tropenlandschaft, und im hohen Suzuligras raunte warnend der Wind...

Die „gnädige“ Frau.

Die schlimmsten Frauen sind die „gnädigen“ Frauen. Der Mann muß immerhin doch hinaus ins feindliche Leben, muß raffen und streben und lernt dabei die Menschen kennen. Dabei lernen die Menschen auch ihn kennen und sagen ihm mehr oder minder deutlich ihre unersäthliche Meinung über ihn, sie halten ihm mal ein bißchen den Spiegel vor, davon wird er (wenn auch nicht immer) einigermaßen gedämpft und in menschenähnlicher Fassung erhalten. So wird er im großen und ganzen eine Form haben, die ihn im Umgang mit Menschen erträglich sein läßt.

Wer aber beschneidet den wildwuchernden Busch der „gnädigen Frau“? Wer erweist ihnen allzu üppigen Ranken und krausen Mißformen die heilsame Wohltat der großen Gartenknecht?

So lebt dieses Menschenwurm dahin, gelagert auf ihres Gatten Geld und Titel, innig geplagt von der Langeweile. Langeweile macht böse, zermorfen mit sich und allen. Nun schafft sie sich Sorgen an, denn es wäre sonst ein zu jhrredliches Leben, das Leben ohne Sorgen. Wer von Natur aus keine hat, der muß sie sich eben besorgen, die Sorgen. Natürlich nimmt die bessere gnädige Frau nicht die billige Sorgenorte, sondern ihre Sorgen sind höherer Art, raffinierte, parfümierte, gepflegte Sorgen. Sie sind gesellschaftlicher Art. Das heißt: die gnädige Frau zieht die Nase in die Höhe, sie zieht sie so weit hoch, bis andere Damen ihr zu verstellen geben, nun sei es zunächst mal hoch genug. Diese Höhenlage nennt sie ihre „gesellschaftliche Stellung“. Das aber, was von nun an ihren Tagen Reiz und Beschäftigung verleiht, was von da an allen unverbogenen, reich und voll in der schönen Nähe der Natur daherlebenden Menschen helles Vergnügen bereitet, das ist ihr ewiges, listenreiches, unermüdeliches Ver suchen, immer wieder auszuspielen, ob und wie und wo sie ihre Nase doch noch höher heben könnte. Und da sich die wahre Vornehmheit dadurch kundgibt, daß man möglichst zart, besuchsam und vorsichtig ist, um keine fremde Eitelkeit zu kränken, um sich keine schädliche Blöße zu geben, um niemand zu mißfallen, um niemals aus der Rolle zu rutschen — so folgt schon, daß die gnädige Frau nur mit solchen Leuten umgeht, deren Nase die gleiche Höhenlage wie die ihrige einnimmt. Alles, was nicht ganz so hoch hinaufreicht, wird entweder gar nicht zugelassen oder nur aus „Güte“, denn manchmal kommt leider selbst die allergnädigste gnädige Frau ohne „solche Leute“ nicht aus. Dafür werden diese Personen dann auch schleunigst wieder abgeschafft, wenn man sie nicht mehr braucht. Hieraus folgt, daß die Gesellschaften vornehmer Leute einen hohen geistigen Reiz enthalten.

Wie hoch man nun in der Gesellschaft kommt, das richtet sich ganz nach dem Gelde, dem Titel, der Fürsprache und der Unentbehrlichkeit. Insbesondere aber richtet es sich danach, von wem man sich einladen darf, und hier wieder ist der Unterschied zu machen, welche von den Eingeladenen tatsächlich kommen, und welche es sich nur gefallen lassen, eingeladen zu werden. Am allerwichtigsten aber ist es, bei wem man selber eingeladen wird! „Knechtlich sind wir bei dem Herrn Ober-

wasserbeschauungskommissionspräsidenten zum Tee gewesen!“

Von da an hat man nur noch mit Leuten Umgang, die von besagtem Präsidenten ebenfalls eingeladen worden sind oder hätten eingeladen werden können. Und die schwierige Kunst ist nun die, allen neuen Bekannten an der Nase abzuschälen, ob sie oder ob sie nicht vom Präsidenten solcher Einladung gewürdigt werden könnten. Da kann man manchmal schneidlich danebenhauen und kommt dann in den Ruf, mit „allerhand Leuten“ zu verkehren.

So kommt es, daß die gnädige Frau ihre sehr schweren Sorgen hat. Daß ihr Gemahl vorankommt, daß ihr Sohn gut eingeführt ist, daß ihre Tochter gut heiratet — dies alles hängt hier von ab.

Immerhin ist selbst diese in sehr gehobenen Kreisen verkehrende gnädige Frau gezwungen, sich im Bedarfsfalle auf ihre beiden natürlichen Hälften zu setzen. Und das ist ein störender Fehler in der Schöpfung.

Dieser Gedanke allein bereitet ihr jenen Schmerz, den sie Aesthetil nennt, ein griechisches Wort, das besagen will: die Verteilung des Luxus im Raume. Die Aesthetil bohrt ihr einen beschämenden Stachel in die Seele, und die gnädige Frau sieht nie ohne Erbitterung, daß das Dienstmädchen Marie immerhin Zeit verbraucht, daß sie sogar die Luft in Schwingungen versetzt und daß diese Schwingungen mit elastischer Vertraulichkeit auf sie, die gnädige Frau, übergreifen. Leider aber ist ihr diese Person Marie unentbehrlich. Um aber dieser unentbehrlichen Person stets klar zu machen, wie wenig sie trotz solcher Unentbehrlichkeit bedeute und wie hoch das Geizige über dem Tierisch-körperlichen stehe, so nörgelt die gnädige Frau stets und ständig an Marie umher und besonders hält sie der Marie gerne in spöttischen Bemerkungen vor, wie dumm und ungeschickt sie sei!

Eine solche geistig unbegabte Person braucht natürlich auch keine geistigen Bedürfnisse zu haben, sie braucht keine freie Zeit und keine geräumige Wohnstelle. Sondern dies alles braucht nur sie, die gnädige Frau.

Denn sie ist eine Dame von Kultur.

Und eben darum, von wegen der Kultur, ist ihr der Umgang mit Marie nur möglich, wenn Marie in den ihr gebührenden Schranken bleibt.

Darum inserierte sie nach Mariens weinender Flucht:

„Guterzogenes Dienstmädchen gesucht.“

Und sie ahnt nicht im entferntesten, daß Marie gerne ebenso inserieren würde:

„Mädchen sucht Stellung bei halbtags guterzogenen Dame.“

Luftrg.

Die Frau im Sport.

Die gesellschaftliche Stellung der Frau hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, besonders aber nach dem Kriege bedeutend geändert. War früher die Frau vornehmlich an den häuslichen Herd gefesselt und beschränkte sich ihre Arbeit hauptsächlich auf familiäre Verpflichtungen, so ist das heute anders geworden. Die Frau steht neben dem Manne als gleichberechtigt im öffentlichen Leben und nimmt an der Gestal-

tung der sozialen Verhältnisse reichen Anteil. Ihr Gedankenkreis vermag sich nun auch über große Probleme und Ideen zu spannen, macht sie lebend, wissend und trägt sie aus den Niederungen des Alltags empor. Es ist die zwangsläufige Folge des Umstandes, daß die Frau im Erwerbsleben eine nicht geringe Rolle spielt. In den meisten Erwerbszweigen sind heute die Frauen mit tätig. Die Frau als Erscheinung am Arbeitsmarkt ist nicht mehr wegzudenken.

In engbegrenzten Räumen, in der Stille und dem rasselnden Lärm der Betriebe, in der hastigen Unruhe des Kaufhauses, im nervösen Arbeitstempo des Kontors, da steht die Frau der Gegenwart und führt den bitteren Kampf um ihr tägliches Dasein. Und überall zwingt sie eine raffinierte Arbeitsmethode zu einsittiger Betätigung. Die Wirtschaftskrise erfaßt auch die Frau, schleudert sie auf das Pflaster, reißt sie in das große Meer der Arbeitslosen, bannt sie zur Untätigkeit, bricht den Willen zum Schaffen und vermindert so die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit.

Es ist daher nur zu begründet, wenn unsere Turn- und Sportvereine auch die Frauen auffordern, sie mögen Leibesübungen betreiben ihrem Körper die allseitige Betätigung, die all-

seitige Bewegung nach zweckmäßiger Übungsform ermöglichen, um auf diese Art die geistige und vor allem die körperliche Spannkraft zu erhalten oder zu mehren. Die proletarische Frau soll Sport betreiben. Für uns ist Sport nicht, wie im bürgerlichen Sinne, Zeitvertreib, Mode oder Zweck zur Erreichung der modernen Linie; für uns ist Sport Lebensnotwendigkeit. Turnen und Sport sollen der Gesundheit, der körperlichen und seelischen Kräftigung dienen. Alle jene Frauen, die heute mitten im Erwerbsleben stehen, müssen Selbstvertrauen haben, müssen Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft und zu ihrem eigenen Können haben. Mit der körperlichen Leistungsfähigkeit steigert sich Entschlossenheit, Mut und Tatkraft. Gleichzeitig aber schwindet schwankende Neugierlichkeit und zaghafte Unselbstständigkeit. Die proletarische Frau muß eine mutige Pflanzlerin im Kampfe um den Sozialismus sein; und darum ist auch das Ziel unserer weiblichen Körperbildung, neben der Pflege der harmonischen Persönlichkeit, die Hebung der körperlichen Leistungsfähigkeit und die Schulung des Willens.

Der Aufstieg des Proletariats erfordert nicht nur kampfsunfähige Männer, er erfordert auch tatkräftige Frauen.

Der Tote.

Von John Galsworthy.

Im Frühling des Jahres 1950 sah ein Rechtsanwalt mit seinem Freunde bei einem Glase Wein und Rüssen. Der Rechtsanwalt sagte: „Als ich unlängst in den Akten meines Vaters blätterte, fand ich diesen Zeitungsausschnitt. Er ist vom Dezember 19... datiert. Ein merkwürdiges Dokument. Wenn du willst, lese ich es dir vor.“

„Bitte!“ sagte der Freund.

Der Rechtsanwalt begann zu lesen:

Vor dem Londoner Polizeigericht erregte gestern ein ärmlich gekleideter, jedoch anständig aussehender Mann einiges Aufsehen, als er den Richter um einen Rat bat. Wir geben das Gespräch wörtlich wieder:

„Darf ich an Euer Gnaden eine Frage richten?“

„Wenn ich sie beantworten kann.“

„Ich möchte nur wissen, ob ich lebe?“

„Machen Sie keine dummen Witze.“

„Es ist mir vollkommen Ernst damit, Euer Gnaden. Alles hängt für mich davon ab, es zu wissen; ich bin von Beruf Ketten schmied.“

„Sind Sie bei Sinnen?“

„Ich bin ganz bei Sinnen, Euer Gnaden.“

„Wie kommen Sie dann dazu, eine derartige Frage an mich zu stellen?“

„Ich bin arbeitslos, Euer Gnaden.“

„Was hat das damit zu tun?“

„Gestatten Euer Gnaden, daß ich es erkläre. Seit zwei Monaten bin ich ohne mein Verschulden arbeitslos. Euer Gnaden haben bestimmt gehört, daß es Hunderte und Tausende in meiner Lage gibt.“

„Gut, fahren Sie fort.“

„Ich gehöre keiner Gewerkschaft an, Euer Gnaden; Sie werden doch wissen, daß mein Gewerbe organisiert ist.“

„Ja, ja.“

„Euer Gnaden, seit drei Wochen bin ich gänzlich mittellos. Ich habe mein möglichstes getan, um Arbeit zu finden, aber es war alles umsonst.“

„Haben Sie sich an den Armenrat Ihres Bezirkes gewendet?“

„Ja, Euer Gnaden, aber der kann keine weiteren Unterstufungen mehr geben.“

„Bei Ihrer Kirchspielbehörde sind Sie auch schon gewesen?“

„Dawohl, Euer Gnaden, und auch beim Pfarrer.“

„Haben Sie keine Verwandten oder Freunde, die Ihnen helfen könnten?“

„Die Hälfte von denen ist genau so übel daran wie ich, Euer Gnaden, und den andern hab' ich schon alles abgeknöpft.“

„Was haben Sie...?“

„Ihnen alles abgeknöpft — ihnen alles Entbehrliche abgenommen.“

„Haben Sie Frau und Kinder?“

„Nein, Euer Gnaden, das ist auch ein Hindernis, überall komm' ich deshalb zuletzt dran.“

„Freilich, freilich — aber es ist ja schließlich noch die Obdachlosenfürsorge da; Sie haben das Recht zu...“

„Euer Gnaden, ich bin in zwei von diesen Heimen gewesen, aber gestern Abend wurden Dutzende von uns wegen Raummangels abgewiesen. Euer Gnaden, ich habe Hunger; hab' ich denn kein Recht, zu arbeiten?“

„Nur im Armenhaus.“

„Ich hab' Ihnen schon gesagt, Sir, daß ich gestern Abend nicht mehr hineingekommen bin. Kann ich denn keinen Menschen zwingen, mir Arbeit zu geben?“

„Schwerlich.“

„Euer Gnaden, ich habe argen Hunger. Können Sie mir erlauben, auf der Straße zu betteln?“

„Nein, nein, das kann ich nicht; Sie wissen sehr gut, daß es nicht geht.“

„Vielleicht darf ich dann stehlen, Euer Gnaden?“

„Aber, aber! Sie halten das Gericht unnötig auf.“

„Aber, Euer Gnaden, es ist mir bitter Ernst. Ich verhungere buchstäblich, auf Ehre und Gewissen! Können Sie mir nicht erlauben, daß ich meinen Rock oder meine Hose verkaufe...?“ Der Bittsteller knöpfte den Rock auf und enthüllte seine nackte Brust. „Ich habe sonst nichts zu...“

„Sie dürfen in keinem ungeschicklichen Aufzug herumlaufen. Gesetzesübertretungen kann ich nicht gestatten.“

„Dokomm' ich dann wenigstens die Erlaub-

nis, im Freien zu schlafen, ohne wegen Vagabondage verhaftet zu werden?“

„Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich Ihnen nichts dergleichen erlauben kann.“

„Was soll ich also tun, Sir? Ich spreche die Wahrheit. Ich will das Gesetz nicht übertreten. Können Sie mir sagen, wie ich ohne Nahrung weiterleben soll?“

„Ich wünschte, ich könnte das.“

„Dann, Sir, muß ich Sie fragen: Bin ich nach der Ansicht des Gesetzes überhaupt am Leben?“

„Das ist eine Frage, guter Mann, die ich nicht zu beantworten vermag. Für das Gesetz scheint es, existieren Sie nur, dann, wenn Sie es verletzen; aber das werden Sie doch hoffentlich nicht. Sie tun mir wirklich leid; Sie können einen Schilling aus der Sammelbüchse haben. Der nächste Fall!“

Der Rechtsanwalt hielt inne.

„Dawohl“, sagte sein Freund, „das ist ja sehr interessant. Wirklich höchst sonderbar. Merkwürdige Zustände waren das damals!“

Leid.

Daß sich mein stolzes Haupt in störrischer Demut beugen muß unter den wuchtigen Hammer schlägen der Schicksalserfüllung!

Daß mein starker Nacken sich krümmen muß unter den rasselnden Sklavenketten meines geknechteten Ich...

Daß mein freier, leuchtender Blick sich unterjochten muß, wenn ihn die däußige schwarze Fahne des Leides erstickend verhüllt...

Daß mein drängendes Herz verbluten muß an der dornzackigen Speerwunde, die sich brennend hineingefressen hat in hellrot quellendes, hoffendes Menschenblut... langsam, unaufhaltbar.

Wie ein brüllender Stier, wie ein zu Tod getroffenes Hochwild bäumt sich der Wille in machtlosem Widerstand brechend, verdämmert mit letzter Urkraft auf...

Leide, damit du jauchzt, leide, damit du gesundenst, leide, damit deine Freude mächtig wird wie ein Eichbaum, dem die Jahrhunderte Ringe geprägt...

Stark — um wieder leiden zu können, schmerzgerührt leiden...

Lerne kochen!

„Das gelbe Kochbuch“ von Eily Peter-Jen (Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München. Gehftet RM. 4.50, in abwischbarem Leinen RM. 5.80) ist nicht etwa bloß eine Sammlung von Rezepten, die nur dem in der Kochkunst Erfahrenen verständlich sind — im Gegenteil, es ist ein Lehrbuch der Küche, so einfach und klar, so flott geschrieben, daß auch der Unerfahrenste, der noch nie in der Küche hantiert hat, darnach wird kochen können. Und ein solches Buch ist höchst notwendig, denn die jungen Mädchen von heute und die jungen Frauen, sie haben meist wenig Ahnung vom Kochen, wenig Lust dazu, wenig Zeit dafür. Wenn sie dieses Buch lesen, werden sie sicherlich die Scheu vor der Küche überwinden. Denn es wird ihnen leicht gemacht. Und es wird ihnen amüsant gefagt. Das gelbe Kochbuch setzt gar nichts voraus. Es wünscht sich sogar Leser, die noch nie gekocht haben! Und dann die Fülle praktischer und erprobter Rezepte, die das Buch enthält! Rund 1200 auf 450 Seiten! Für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel Mehr als genug, um Abwechslung in den Küchzetteln zu bringen. Das Schlußkapitel „Wann esse ich — was?“ hilft die rechte Monatsauswahl treffen. Die Ausstattung des handlichen Buches ist sehr hübsch und zweckmäßig. Kunst-

maler E. D. Peterjen spendete viele praktische Zeichnungen und köstlichen Buchschmuck. Der Einband ist aus abwaschbarem Leinen. Es scheint, daß es tatsächlich niemand geben wird, der mit diesem Buch nicht kochen könnte.

Für jene, die fremde Sprachen lernen

Französisch.

Seit über dreißig Jahren erscheint allmonatlich in Heftform eine zweisprachige Zeitschrift, die für Fortgeschrittene ein ausgezeichnetes Hilfsmittel beim Studium der französischen Sprache ist. Sie heißt „Le Traducteur“, erscheint in La Chaux-de-Fonds (Schweiz) und kostet im Abonnement halbjährig Schweizer Franken 3.75. Jedes Heft ist 32 Seiten stark und hat einen reichen Inhalt. Halbbüchrig, enthält es in jeder Rubrik den deutschen und den französischen Text nebeneinander gestellt, so daß sowohl dem selbständigen Lesen wie der Vergleichsmöglichkeit Rechnung getragen ist. Neben mehreren im Text verteilten und mit zweisprachigen Unterschriften versehenen hübschen Bildern enthält die Zeitschrift eine Chronik der Weltereignisse, kleine Skizzen, Anekdotten, Gespräche, daneben größere Erzählungen und Schichten. Außerdem verschiedene Uebersetzungsübungen, Briefkorrespondenz u. a. Die eifrige Lektüre dieser Zeitschrift wird jedem Französischlernenden ein ungemein wirksames Hilfsmittel sein.

Englisch.

Im Verlage R. Piper u. Co., München, ist vom Verfasser des im gleichen Verlage herausgegebenen und vielbelobten Buches „Englisch lernen — ein Vergnügen“ ein neues Buch erschienen, das Englischlernende auf heitere und angenehme Weise in ihrem Studium zu fördern geeignet ist. Es heißt: „Mac Callum tells Sunny stories“ (Mac Callum erzählt lustige Geschichten). Preis M. 1.60, geb. M. 4.80. Mac Callum erfreut sich in Wien, wo er durch das Radio englischen Sprachunterricht erteilt, größter Beliebtheit und wer seine Bücher liest, wird diese Beliebtheit begreifen, denn er ist ein vorzüglicher Lehrer, der seine Schüler auf die schmerzloseste Weise in die Mystorien der englischen Sprache einzuführen versteht. Das vorliegende Buch ist in so klarer Sprache abgefaßt, daß es jeder auch mit bescheidenen Sprachkenntnissen lesen kann. Viele drollige Zeichnungen beleben das Buch, das bestens empfohlen werden kann.

Amerikanische Lebensweisheit.

Wer in sich selbst verlehrt ist, hat keinen Rivalen.
Wir sind für die größte Gesundheit nicht so empfindlich wie für die kleinste Krankheit.
Nichts trockenet schneller als eine Träne.
Das Gold wird im Feuer geprüft, die Frau wird durch das Gold geprüft, der Mann durch die Frau.
Fische und Besuche stärken nach drei Tagen.
Wo eine Ehe ohne Liebe ist, da ist bald Liebe ohne Ehe.
Wer dich so oft betrogen, wie du dich selbst betrogen hast?
Wach beide Augen auf, ehe du heiratest — aber nachher mußt du sie halb zudrücken.
Kein Streit würde lange dauern, wenn das Unrecht nur auf einer Seite läge.
Die Zunge wendet sich immer zum schmerzenden Zahn.
Wer die Leidenschaften anderer Menschen nicht ertragen kann, kann seine eigenen nicht beherrschen.

Das Heute ist der Schüler des Gestern. Jeder will lange leben, aber keiner will alt sein.

Die Faulheit reißt so langsam, daß sie von der Armut überholt wird.
Liebe, Husten und Rauch können nicht gut verborgen werden.

Gut getan ist besser als gut gesagt.
Wer ist weise? Der von jedem lernt. Wer ist mächtig? Der sich beherrscht. Wer ist reich? Der zufrieden ist. Wer ist das? — Niemand!
Wie wir für jedes müßige Wort bezahlen müssen, so müssen wir für jedes müßige Schwärzen bezahlen.

Der Wolf frißt hier und da ein Schaf, aber die Menschen verschlingen Tausende davon.

Die Junge ist reich und ohne Knochen, aber mancher Schlag von ihr hat Menschen das Rückgrat gebrochen.

Was mancher nicht weiß.

Die Bezeichnung des **Meißtites** ist heute eigentlich widersinnig. Der schreibende Teil des Meißtites besteht im wesentlichen aus Graphit und hat mit Blei nicht das Geringste zu tun. Im Mittelalter waren nackte oder in Holz gesahte Stifte mit Blei oder einer Legierung von zwei Teilen Blei und einem Teil Zinn gebräuchlich.

Das **Papiergeld** sollen wir nach einer in der Heidelberger Universitätsbibliothek aufgefundenen Handschrift dem spanischen Grafen Tendilla zu verdanken haben. Dieser verteilte nämlich 1484 unter seinen Kriegsknechten Zettel, die auf einen bestimmten Betrag lauteten. Die Münzen waren ihm ausgegangen. Da diese Zettel von ihm pünktlich eingelöst wurden, so wurden diese gern genommen und die Kaufmannschaft bemächtigte sich bald darauf der Idee Tendillas, die die Staatsregierungen erst später aufnahmen.

Greife haben normalerweise manchmal nur 40 Herzschläge in der Minute.

Schach-Ecke.

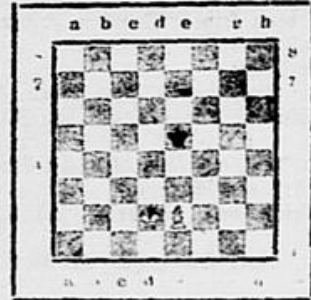
(Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Adolf Vatz Druck- und Verlagsanstalt, Leptih-Schönauer Tischergasse.)

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

33. Fortsetzung.

König und Bauer gegen König. Bild 33.

Weiß am Zuge gewinnt



Schwarz am Zuge erreicht remis

Weiß am Zuge: 1. Ke3! gewinnt, zum Beispiel Kd5 (5) 2. Kf4 (d4) Ke6 (Kd4 e4) 3. Ke4! (hat wieder die Opposition) Kf6 (d6) 4. Kd5 (f5), diese Seitwärtsbewegung des Königs ist für die Behandlung des Endspiels bezeichnend. Ke7 5. Ke5! (Opposition!) Kd7 (f7) 6. Kf6 (d6) Ke8 7. e4! K— 8. e5 Ke8 9. Ke6 und gewinnt.

Falsch wäre 1. e3! Kd7 wegen Kd5! (Opposition!) oder 1. e3! Ke4 oder auch Kd5, remis.
Schwarz am Zuge: 1. . . . Kd4! 2. e3! Ke4 3. Ke2 Ke5! usw. remis. Wie man sieht,

Weiteres.

Kochkunst. Hier steht, daß die Japaner den Reis auf zweihundert verschiedene Arten zubereiten können. „Meine Frau auch. Nur nicht auf die richtige Art.“

Zweifellos. „Tante, warum machst du dir Puder ins Gesicht?“ — Tante: „Damit ich schön werde.“ — Voltchen: „Tante, warum wirfst du es denn nicht?“

Leben und leben lassen. Zwei Männer warten an der Straßenecke auf das grüne Licht und geraten mittlerweile ins Gespräch. „Sehen Sie den Mann dort?“ fragt der eine, „dem verdanke ich heute mein hübsches Vermögen.“ — „Wer ist denn das?“ fragt interessiert der andre. — „Das ist der Mann, von dem 16 Prozent aller Restaurants in der Stadt ihre Stühle und ihr Eis beziehen.“ — „Und Sie?“ — „Ich erzeuge drüben in der Fabrik die Tabletten gegen Magenverstimmung.“

Die Ausnahme. Die Handschrift von Ärzten ist immer verschieden; wie schwer aber auch ihre Rezepte zu entziffern sein mögen, ihre Rechnungen sind immer leserlich geschrieben.

Rißverständnis. „Weißt du, was Hanna mir gestern gesagt hat?“ — „Nein.“ — „Woher weißt du?“

Folgjam. „Ich hoffe,“ sagt die Mutter zu John und Betty, „daß ihr Kinder beim Beten nicht die Augen öffnet.“ — „Ich tue so was nicht,“ sagte John verächtlich, „aber Betty hat es heute früh getan, ich habe es deutlich gesehen.“

Die Ehemaligen in England. „Verdammt! Man hat mich aus der Partei geschmissen, weil ich ein Ehemaliger bin. Und wer sah in der Säuberungskommission? Mein ehemaliger Stutscher, mein ehemaliger Schmied und meine ehemalige Waschfrau!“

spielt die Opposition für Angriff wie für die Verteidigung die Hauptrolle.

Fortsetzung folgt.

Schachaufgabe Nr. 4.

E. Söbel, Dresden (Original).
Schwarz: Ke4; Da7; Lh1; Sd1; Td3; e1; Fb4, d4, d7, e8 (10).



Weiß: Kg3; Df1; La2; Sd3; Tf5; Ba4, b2, d6, e2 (9).

Mat in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 19. April d. J. an oben angeführte Adresse einzulenden. Die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 17.

Lösungszug zu Nr. 3: 1. De2—a6!

Zur Aufgabe Nr. 3 sendten richtige Lösungen ein: Deutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Demel Rudolf, Schirndorf b. Böhm. Trübau; Schöpke Josef, Eidlitz; Schloffer Heinrich, Graupen; Grimmer Emil, Katharinalberg; Göck Franz, Komotau II. Prhal Ignaz u. Jarischel F., Komotau.

Einige Löser sehen den Lösungszug in De2—b5. Darauf würde Schw. Le6—h3 ziehen und nun ist ein Matt ausgeschlossen, denn folgt Dh4 oder g5, geht schw. K auf e6.